

Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 12. Bromberg, den 27. Januar 1925.

Der Mantel.

Eine Novelle von Nicolaj Gogol.
(Aus dem Russischen übertragen von Rudolf Kaßner.)

In einer Ministerialabteilung — ich will sie lieber nicht nennen, denn es gibt nichts Empfindlicheres als unsere Beamten, Offiziere und Kanzlisten. Heute fühlt wirklich schon jeder Privatmensch in seiner Person die ganze Gesellschaft beleidigt. Da soll neulich der Bericht eines Polizeihauptmannes — ich weiß nicht mehr aus welcher Stadt — vorgelegen haben, worin dieser breit ausführt, daß die kaiserlichen Verordnungen allenthalben nichts mehr gälten und der geheiligte Name eines Polizeihauptmannes mit unverhohlener Verachtung ausgesprochen werde, und zum Beweis legte er dem Bericht einen dickleibigen Roman bei, in welchem auf jeder zehnten Seite ein Polizeihauptmann in völlig betrunkenem Zustande erschien. Um also Unannehmlichkeiten zu vermeiden, nenne ich die Ministerialabteilung, um die es sich hier handelt, lieber eine Ministerialabteilung, irgendeine ....

In einer Ministerialabteilung also diente ein Beamter, irgendeiner. Man kann nicht gut sagen, er habe herausgeragt aus der Schar der anderen, denn er war klein, pockennarbig, rothaarig, kurzsichtig, hatte eine Glatze und kleine verrunzelte Bäckchen, und aus seiner Gesichtsfarbe konnte man auf Hämorrhoiden schließen. Doch dagegen ist nichts zu machen. Schuld trägt das Petersburger Klima. Um seinen Rang nicht zu vergessen, da man bei uns vor allem den Rang angeben muß, — er war das, was man einen ewigen Titularrat nennt, über welchen sich bekanntlich hier schon verschiedene Schriftsteller lustig gemacht haben; diese können nun einmal nicht von der Gewohnheit lassen, gerade auf solche Leute loszugehen, die sich nicht zu wehren vermögen. Er hieß Baschmatschkin, und sein Vorname lautete Akaki Akakiewitsch. Es ist wohl möglich, daß letzterer dem Leser merkwürdig und ein wenig gesucht erscheint, doch ich kann ihm versichern, daß nach diesem Namen in Wirklichkeit nicht gesucht worden war, daß vielmehr Umstände eingetreten waren, die jeden anderen ausschlossen, und das hatte sich so zugetragen. Akaki Akakiewitsch wurde, wenn ich mich recht erinnere, in der Nacht des 23. März geboren. Seine selige Mutter, eine Beamtenfrau und ein überaus braves Weib, machte, wie sich das gehört, sofort Anstalten, daß das Kind getauft werde. Sie lag noch im Bett, und rechts von ihr stand der Pate Iwan Iwanowitsch Jeroschkin, Abteilungschef im Senat und ein ganz ausgezeichneter Mann, und die Patin Arina Semenowa Bielobruschowa, die Gattin eines Polizeileutnants und zudem mit seltenen Tugenden begabt. Pate und Patin ließen der Wöchnerin zuerst die Wahl unter folgenden drei Namen: Mokia, Sossia und Chosdadat, der Märtyrer, doch sie wollte nicht: „Nein, das sind alles so Namen." Um sie zufriedenzustellen, wurde der Kalender an einer anderen Stelle aufgeschlagen, und da kamen die Namen: Trefilius, Dula und Barachassius heraus. „Das ist ja wie eine Strafe Gottes!" rief jetzt die Mutter. „Was für schreckliche Namen! Nie noch habe ich diese Namen gehört! Wenn wenigstens Barabas oder Baruch dastünde — aber Trefilius und Barachassius! Ach! Ach!" Noch einmal drehten der Pate und die Patin di Seite um: da standen aber Passikachius und Bachtissius. „Ich sehe schon", schrie jetzt die Alte, „das ist sein Los. Und weil es nicht anders sein kann, so soll er wie sein Vater heißen. Dieser hieß Akaki, und darum soll auch sein Sohn so heißen!" So kam es also zu Akaki Akakiewitsch. Die Taufe wurde nun vollzogen, und dabei weinte das Knäblein und verzog das Gesicht so, als hätte es vorausgefühlt, daß es einmal Titularrat sein würde. Ich habe das alles ausgeführt, damit der Leser selber sehe, daß es gar nicht anders sein konnte und ein anderer Name unter diesen Umständen rein unmöglich und gänzlich ausgeschlossen war.

Wann Akaki Akakiewitsch nun ins Ministerium kam und wer ihn dorthin brachte, daran kann sich wohl niemand mehr erinnern. Die Direktoren und Kanzleivorsteher wechselten, doch ihn sah man immer auf demselben Posten, in derselben Haltung, bei derselben Arbeit, so daß einer glauben konnte, Akaki Akakiewitsch wäre so auf die Welt gekommen: in Uniform und mit der Glatze. In seiner Abteilung bewies man ihm auch weiter keine Achtung. Die Türsteher standen nicht nur nicht auf, wenn er kam, sondern sie sahen ihn nicht einmal, als wäre da anstatt eines Titularrats eine ganz kleine Fliege hereingeflogen gekommen. Die Kanzleivorstände behandelten ihn von oben herab. So ein Sekretär hielt ihm einfach den Stoß Papiere unter die Nase und nahm sich nicht erst weiter die Mühe, hinzuzufügen: Bitte schreiben Sie das ab! oder: Heute gibt es wieder einmal eine hübsche, interessante Arbeit für Sie! oder sonst etwas Verbindliches, wie es sich unter wohlerzogenen Leuten schickt. Und Akaki Akakiewitsch nahm auch alles so entgegen, wie man es ihm bot, und hatte nur Augen für das Papier und sah gar nicht erst auf den, der es ihm reichte und ob dieser auch dazu berechtigt war; er nahm es entgegen und machte sich sofort an die Arbeit. Die jungen Beamten lachten ihn aus und machten Späße mit ihm, wie das solche Kanzleigehirne eben verstehen. So erzählten sie in seiner Gegenwart Geschichten über ihn und seine Wirtschafterin, ein siebzigjähriges Weib, und sagten, daß diese ihn prügle, oder sie fragten, wann die Hochzeit sei; auch streuten sie Papierschnitzel auf seine Glatze und meinten, das sei Schnee. Doch Akaki Akakiewitsch erwiderte mit keiner Silbe und tat, als sähe er nichts. Es störte ihn auch nicht im geringsten in seiner Arbeit; mitten unter allen diesen Sticheleien machte er nicht einen einzigen Fehler im Briefe. Nur wenn sie einmal ganz unerträglich waren und diese freundlichen Kollegen etwa seine Hand zu stoßen begannen und ihn also an der Arbeit hinderten, rief er: „So laßt mich doch in Ruhe! Warum müßt ihr mich in einem fort ärgern?" Und etwas Fremdes und Fernes lag stets in diesen seinen Worten und in der Stimme, mit der er sie sprach. Ich sage, darin ward etwas laut, was in den Menschen das Mitleid erregen mußte, so daß wirklich einmal ein junger Mann, der seit kurzem hier angestellt war und nach dem Muster der anderen sich auch allerhand Scherze mit Akaki Akakiewitsch erlaubte, ganz plötzlich davon abließ, als sähe er jetzt alles ganz anders und als hätte sich alles nun vor seinen Augen verkehrt und verwandelt. Eine wunderbare Macht trennte ihn für immer von seinen Kollegen, mit denen er sich schon befreundet hatte, in der Meinung, es wären eben liebenswürdige Leute von Welt wie andere auch. Und noch nach Jahren, in Augenblicken des Frohsinns, stand da plötzlich im Geiste der kleine Beamte mit der Glatze auf dem Kopfe vor ihm und sprach dieselben Worte: Laßt mich doch in Ruhe! Warum müßt ihr mich in einem fort ärgern? Und mit diesen Worten tönten andere mit: Ich bin dein Bruder. Und der junge Mann bedeckte sein Gesicht mit den Händen und erschrak jetzt und noch oft und oft in seinem Leben davor, wieviel Unmenschliches im Menschen wohne, wieviel Grausamkeit und Roheit gerade in diesen feinen, gebildeten Männern von Welt und weiß Gott auch in solchen

noch stecke, die allenthalben für gutmütig und rechtschaffen gelten.

Es wäre wohl schwer gewesen, einen Menschen zu finden, der mehr in seinem Berufe lebte. Akaki Akakiewitsch diente mit Eifer, doch das ist noch nicht das Wort: er diente mit Liebe. Während er so schrieb, erstand vor seinem Auge eine bunte und ihm liebe Welt, und der Genuß an dieser Welt drückte sich auch in seinem Gesichte deutlich aus; da gab es immer Buchstaben, die er ganz besonders mochte; wenn er die zu Papier brachte, war er wie närrisch, lächelte in sich hinein, zwinkerte mit seinen kleinen Augen und half gleichsam mit den Lippen nach, so daß man aus seiner Grimasse wohl lesen konnte, welchen Buchstaben seine Feder eben produzierte. Wenn sie ihn nach seinem Eifer entlohnt hätten, müßte er schon längst Staatsrat sein — wohl auch zu seinem eigenen Erstaunen; so hatte er sich, wie seine Kollegen sich ausdrückten, statt eines kleinen Bandes im Knopfloch die Hämorrhoiden ersessen. Natürlich will ich damit nicht behaupten, daß seine Vorgesetzten auf ihn nicht aufmerksam geworden wären. Einer, ein guter Mensch, wollte ihn auch für seinen langen Dienst belohnen und gab den Auftrag, ihm von nun an eine wichtigere Arbeit anzuvertrauen, als das bloße Abschreiben: Akaki Akakiewitsch sollte Berichte für ein anderes Bureau liefern, und die Arbeit bestand schließlich nur darin, daß er den Titel änderte und die erste Person in die dritte verwandelte, doch das machte ihm solche Mühe, daß er ganz in Schweiß geriet, sich die Stirn rieb und endlich bat: Nein, laßt mich lieber wieder abschreiben! Und seitdem schrieb er wieder ab.

Was nicht zum Schreiben gehört, das existierte für Akaki Akakiewitsch nicht. So gab er gar nicht acht mehr auf seine Kleidung. Die Uniform war nicht mehr grün, sondern rötlich und wie mit Mehl bestäubt; der Kragen war so eng und niedrig, daß sein Hals, der eigentlich kurz war, ganz lang erschien und der Titularrat jenen Katzen aus Gips glich, welche die Hausierer auf dem Kopfe, so ein Dutzend im Korbe, herumtragen. Und immer blieb etwas an seiner Uniform hängen: ein wenig Heu oder ein Bindfaden; zudem hatte er es darauf abgesehen, unter ein Fenster gerade in dem Augenblick zu treten, da man Kehricht auf das Pflaster warf, und so trug er stets etwas davon auf seinem Hute weiter: Stücke Schale von einer Wassermelone, Brotrinde und ähnliches. Man kann wohl behaupten, daß er dem, was täglich auf der Straße vorgeht, auch nicht die geringste Aufmerksamkeit schenkte. Bekanntlich läßt sein Bruder im Amte zu keiner Zeit die Augen davon, in der Tat hat er diese schon so geschärft, daß er es sofort merkt, wenn einer auf dem anderen Trottoir unten abgetretene Hosen hat, welcher Umstand ihn immer von neuem zu lautem Lachen reizt. Wohin immer Akaki blickte, überall sah er die sauberen, geraden Linien seiner Handschrift, und erst wenn ihm von ungefähr ein Pferd die Schnauze auf die Schulter legte und ihn aus seinen großen Nüstern anblies, wurde er gewahr, daß er sich nicht mitten in einer Zeile, sondern mitten auf der Straße befand.

Zu Hause setzte er sich gleich zu Tisch, schlang die Suppe hinunter und aß ein Stück Rindfleisch mit Knoblauch dazu. Er schmeckte nicht, was er aß, und so kam es, daß er auch die Fliegen und was sonst etwa noch auf dem Essen lag, mit hinunterschluckte. Wenn er fühlte, daß der Magen voll zu werden anfing, stand er auf, nahm Tintenfaß und Feder heraus und schrieb nun die Briefe und Schriften ab, die er mit nach Hause gebracht hatte. Gab es zufällig keine Briefe, so hatte er sich Kopien mitgenommen und schrieb sie jetzt zu seinem Vergnügen ab, besonders gerne, wenn sich so ein Schriftstück weniger durch Schönheit des Stils als durch die Adresse an eine neue oder wichtige Persönlichkeit auszeichnete.

Um die Zeit, da Petersburgs grauer Himmel sich völlig verdunkelt und das ganze Beamtenvolk jeder nach seinem Gehalt oder Geschmack abgegessen hat, um die Zeit, da alles sich vom Gekritzel der Federn, von den vielen Gängen für sich und für andere oder sonst welchen Mühen, die sich der Mensch mehr als nötig freiwillig aufzwingt, erholt, um die Zeit, da die Beamten alle sich beeilen, die noch übrige Zeit dem Vergnügen zu widmen: der eilt in ein Theater, dieser auf die Straße, um gewisse kleine Hüte zu begucken, ein dritter in eine Gesellschaft, um sich hier in Komplimenten zu verausgaben an ein zierliches Kind, den Stern eines kleinen Beamtenkreises, ein vierter — und das kommt allerdings am häufigsten vor — kriecht zu seinem Amtsbruder hinauf in den dritten oder vierten Stock, die Wohnung besteht aus zwei kleinen Zimmern mit Vorzimmer und Küche und ist nicht ganz ohne Ansprüche auf Schönheit, es steht etwa eine Lampe darin nach dem neuesten Geschmack oder sonst ein seltener Gegenstand, der viel Opfer gekostet hat und ganz bestimmt nur um den Preis unterdrückter Mittagessen und unterlassener Theaterbesuche zu erstehen war; ich sage, um die Zeit, da diese Beamten sich in den Wohnungen ihrer Kollegen zerstreuen mit Whist, Tee und Zwieback, und einer sitzt dabei und dampft aus seinem langen Tschibuk, und ein anderer neben ihm erzählt einen Klatsch aus den höchsten Kreisen, ein Vergnügen, dem ein Russe niemals und unter gar keinen Bedingungen entsagen will, und wenn ihm keiner einfällt, so gibt er wohl zum hundertsten Male die Anekdote zum besten vom Kommandanten, dem gemeldet wird, daß ein Übeltäter dem Pferde am Denkmal Peters des Großen den Schweif abgehauen habe, ich sage, um die Zeit, da alles die Freude und das Vergnügen sucht, blieb Akaki Akakiewitsch durchaus jeder Art von Zerstreuung ferne. Niemand konnte sagen, er hätte ihn jemals abends irgendwo in Gesellschaft gesehen. Sobald er sich satt geschrieben hatte, ging er zu Bett, im voraus schon lächelnd beim Gedanken daran, was Gott ihm wohl morgen zum Abschreiben geben werde.

So floß friedlich das Leben eines Menschen hin, der mit vierhundert Rubel Gehalt sich in sein Los schicken konnte, und dieses Leben wäre weiter so dahingeflossen, in gleichem Frieden, bis ins höchste Greisenalter, wenn es nicht böse Zufälle gäbe auf dem Lebensweg nicht nur der Titular-, sondern auch der Geheim-, der wirklichen Geheim- und der Hofräte, ja, selbst derer, die niemandem einen Rat geben und auch von keinem einen solchen empfangen.

Alle die mit einem Jahresgehalt von vierhundert Rubel und darunter haben in Petersburg einen gar argen Feind, und dieser Feind ist kein anderer als unser Winterfrost, trotzdem er natürlich für sehr gesund gilt. So um neun Uhr morgens, um die Zeit, da sich die Straßen füllen mit solchen, die in die Ministerien müssen, beginnt er so kräftige und beißende Nasenstüber auszuteilen, daß die armen Beamten wirklich nicht mehr wissen, wohin mit ihren Nasen. Und wenn denen in hoher Stellung schon die Stirn vor Kälte brennt und ihnen Tränen in die Augen treten, geht es unseren armen Titularräten erst recht schlecht. Das einzige, was diesen zu tun übrig bleibt, ist, sich so schnell wie möglich in ihren dünnen Mäntelchen durch die fünf oder sechs Gassen zu schlagen und dann in der Portierloge sich die Füße am Ofen zu wärmen, so lange, bis alle auf dem Wege eingefrorenen Talente und Fähigkeiten zum Dienst wieder aufgetaut sind. Akaki Akakiewitsch begann nun schon seit einiger Zeit zu fühlen, daß ihn da was im Rücken und auf den Schultern gar heftig zwicke und beiße, trotzdem er sich bemühte, den Weg ins Bureau so schnell wie möglich zurückzulegen. Und er dachte, ob nicht am Ende sein Mantel die Schuld trüge, und richtig, da er ihn zu Hause genau durchsuchte, entdeckte er, daß an drei oder vier Stellen, gerade am Rücken und an den Schultern, sich der Stoff durchgerieben hatte und ganz durchsichtig geworden und auch das Futter zerrissen war. Man muß im übrigen wissen, daß die Kollegen auch diesen Mantel zur Zielscheibe ihres Spottes gewählt, daß sie ihm den ehrenwerten Namen eines Mantels überhaupt genommen und ihn Kapuze getauft hatten. In der Tat hatte er im Laufe der Zeit eine fragwürdige Form angenommen, auch war der Kragen von Jahr zu Jahr schmäler geworden, da er zum Ausbessern der anderen Teile herhalten mußte, und diese Flicken verrieten keineswegs die Kunst eines Schneiders, vielmehr waren sie von höchst ungeübter und grober Hand eingesetzt.

Da nun Akaki Akakiewitsch mit Augen sah, woran er war, beschloß er, den Mantel sofort zu Petrowitsch, dem Schneider, zu tragen. Dieser lebte irgendwo im vierten Stock eines Hinterhauses und befaßte sich mit Reparaturen aller Art von Hosen und Fräcken der Beamten und anderer Leute, natürlich nur in Stunden, da er nüchtern und sein Kopf frei war. Ich brauchte über ihn wohl nicht lange zu reden, doch da es nun einmal so Sitte ist, daß in einer Erzählung über den Charakter einer Figur kein Zweifel herrsche, — her denn mit diesem Schneider! Vor Jahren hieß er noch einfach Grigori und war Leibeigener bei irgendeinem Herrn. Petrowitsch begann er sich erst zu nennen, als er freigelassen wurde und sich an allen Feiertagen tüchtig zu betrinken anfing, zuerst nur an den großen, später aber an allen ohne Unterschied, wo immer nur im Kalender sich ein Kreuz fand. Darin war er der Sitte seiner Väter durchaus treu geblieben, und wenn er darob mit seinem Weibe zankte, so nannte er sie ein weltliches Geschöpf ohne Sitte und ohne Art und zudem eine Deutsche. Da ich nun schon einmal bei seinem Weibe bin, so muß ich auch über sie ein paar Worte sagen. Leider ist von ihr nicht viel mehr bekannt, als daß sie eben das Eheweib des Petrowitsch war und daß sie eine Haube und nicht ein Tuch um den Kopf trug. Sie konnte sich wohl keineswegs rühmen, schön zu sein; höchstens daß Soldaten von der Garde ihr einmal unter die Haube guckten, doch sie drehten sich dann jedesmal den Schnurrbart, lachten und sprachen ein nicht wiederzugebendes Wort.

(Fortsetzung folgt.)

Der stählerne Freund.

Von Wilhelm Hegeler.

(Nachdruck verboten.)

Ich halte den Besitz eines Revolvers für den ersten Schritt zum Selbstmord. Haben Sie je in einer Zeitung gelesen, daß ein Hausbewohner einen Einbrecher durch Revolverschüsse in die Flucht gejagt oder unschädlich gemacht hätte? Dagegen können Sie jeden Tag lesen, daß jemand durch das ungeschickte Hantieren mit einer Schußwaffe sich selbst oder einen anderen lebensgefährlich verletzt hat. Darum fort mit diesen vernickelten Schlangen, die der harmlose Bürger an seinem Busen nährt! Das einzige empfehlenswerte Mittel gegen Einbrecher ist die Bettdecke. Hören Sie in der Nacht ein verdächtiges Geräusch, so ziehen Sie die Bettdecke über die Ohren und summen das Schlummerlied von Brahms vor sich hin. Schließlich sind Diebe und Einbrecher auch Menschen und wollen leben, und wenn man ihnen die Ausübung ihres Berufes unnötigerweise erschwert, so hat man sich die Folgen selbst zuzuschreiben. Allerdings muß ich gestehen, daß ich mich erst nach einer Reihe bitterer Erfahrungen zu dieser selbstlosen Auffassung durchgerungen habe. Als in Berlin die Unsicherheit überhand nahm, als die Littfaßsäulen über und über mit roten Zetteln beklebt waren, die Milliardenbelohnungen für die Wiederherbeischaffung geraubter Wertgegenstände versprachen, und die Häuser, in denen die Treppenläufer nicht fehlten, zu zählen waren, so daß man wirklich auf die Idee kam, es gehöre jetzt zum guten Ton, daß die Brautpaare auf ihrem Gang zum Standesamt erst einen kleinen Umweg machten, um sich mit den nötigen Teppichen und Bettvorlegern zu versehen: in dieser Zeit gehörte auch ich zu den Hitzköpfen, die glaubten, dem rollenden Rad der Entwicklung in die Speichen greifen zu können. Als bestes Mittel dafür wurde mir ein wachsamer Hund empfohlen. Ich ließ also einen kommen, unter Garantie der Stubenreinheit. Unser Dienstmädchen erklärte nach kurzer Zeit: „Der Hund ist ein Wundertier. Der frißt immerzu und verdaut nie.“ In Wahrheit aber war er nur ein lebendiger Gegenbeweis gegen die Ansicht des Sokrates, daß das Wissen um die Tugend auch ihre Ausübung bedeute. Er war sich der Pflicht, die er mit dem Garantiescheine übernommen hatte, voll bewußt, da er aber die kurzen Augenblicke der Freiheit morgens und abends nicht durch solche niedrigen Verrichtungen beeinträchtigen wollte, kroch er in unbewachten Augenblicken in die unauffindlichsten Schlupfwinkel, unter Schränke und Bettstellen und verrichtete dort sein Geschäft. Nach einer Woche mußten wir den Hund abschaffen. Den Gestank wurden wir nach einem Monat noch nicht los. Darauf versuchten wir es mit einem Sicherheitsschloß. „Abrahams Schoß“ — so hatte es der Erfinder genannt. „Diese Nacht werden wir aber prächtig schlafen“, sagte meine Frau, „so sicher wie in Abrahams Schoß.“ Ich merkte keinen Unterschied und schlief erst gegen Morgen ein. Natürlich war ich ärgerlich, als unser Mädchen mich kurz nach sieben weckte: der Gasmann stände vor der Tür und sie bekäme das Sicherheitsschloß nicht auf. „Abrahams Schoß“ hatte die Eigentümlichkeit, daß es sich im Handumdrehen schließen, aber nur mit Hilfe eines Schlossers wieder öffnen ließ. So blieb uns nur die Mordwaffe. Seitdem war es um meine Ruhe geschehen. Ich wollte den geladenen Revolver im Nachttisch verwahren. Meine Frau erklärte, das ginge unmöglich. „Stell dir doch vor“, sagte sie, „wir hören wirklich einen Einbrecher, dann sind wir furchtbar aufgeregt, reißen mit Gewalt die Schublade auf, sie fällt auf den Boden, alles purzelt durcheinander, und ehe wir dann den Kerl gestellt haben —“ „Wir?“ versetzte ich. „Ich hoffe, du wirst mir doch zutrauen, daß ich allein —“ „Nun, meinetwegen, du! Aber der Nachttisch ist nicht der richtige Ort. Du mußt den Revolver unterm Kopfkissen aufbewahren.“ Meine Frau hätte mir ebenso gut zumuten können, die ganze Nacht den Revolver zwischen den Zähnen zu halten. Sie nannte ihn ihren „stählernen Freund“ und erinnerte mich an ihn in den unschicklichsten Augenblicken. „Ist er auch gesichert? Er kann doch nicht losgehen?“ „Beruhige dich — er kann nicht losgehen.“ „Bitte, bitte, sieh erst nach!“ Manchmal glaubte sie auch, er hätte heimtückisch eine Wanderung nach dem Süden angetreten und sie läge darauf. Es war jedesmal die Haarspange, auf der sie lag. Nur einmal der Schuhknöpfer. Aber das Schlimmste war doch die Angst, die ich seitdem nicht los wurde. Bei dem kleinsten Geräusch fuhr ich in die Höhe. Wachend und träumend hörte ich verdächtige Schritte.

Eines Tages fand bei uns Umzug statt. Von morgens bis abends stand das Haus offen. Die Treppe wimmelte von verdächtigen Gestalten. Wenn überhaupt je, dann würden die Einbrecher diese Nacht kommen, sagte ich mir. Und wirklich, kaum war ich eingeschlafen, da wachte ich auf, weil die Flurtür leise geöffnet wurde. Jemand tappte den Gang entlang, verschwand in meinem Zimmer. Mit einem Griff hatte ich den Revolver. Da umklammerte mich meine Frau. „Liebster, um Gotteswillen, bleib hier! Rühr dich nicht! Was liegt schon daran?“ Aber ich dachte: Ich kenne euch. Erst verführt ihr den Mann zur Schwäche und habt ihr ihn so weit, dann werft ihr ihm hinterher seine Feigheit vor. Hier hilft kein Maulspitzen mehr. Hier muß — geschossen werden.

Aber schon auf dem kurzen Weg durch den Gang wurde ich anderer Meinung. Ich zitterte, nicht um mein Leben, nein, um das des Einbrechers. Ich dachte: Vielleicht hat er zu Haus ein unschuldiges, süßes Weibchen. Oder er ist schon bejahrt, Familienvater . . . Ich werde einen Schreckschuß über seinen Kopf weg abgeben. Aber die Perser, die Delfter Fayencen, der Ruysdael!? Vorige Woche noch hatte ich einem Freunde das Haus verboten, weil er die Echtheit dieses Ruysdaels angezweifelt hatte. In diesem Augenblick hielt ich ihn selbst für eine elende Kopie, einfach für einen Kunstdruck.

Ich riß die Tür auf, der Schuß krachte, ein Hagelschauer von Glassplittern umklirrte mich, als wenn der ganze Kronleuchter herunterkäme. Aber zugleich hörte ich einen gellenden Aufschrei, wie ihn nur ein tödlich Verwundeter ausstoßen kann. Großer Gott, sollte der Einbrecher schon auf eine Leiter gestiegen sein? Ich ging zu meiner Frau zurück und sagte mit der dumpfen Gleichgültigkeit der Verzweiflung: „Der hat sein Teil weg.“ „Ungeheuer! Mörder!“ schrie meine Frau mich an. „Wenn ich das je von dir geahnt hätte!“ Und sie drehte mir schluchzend den Rücken. Ganz tot schien indes der Einbrecher nicht zu sein, denn sein Jammern war noch deutlich zu hören. Meine Frau sprang auf. „Wir müssen ihm helfen. Der arme, unglückliche junge Mensch! Gewiß war es sein erster Versuch. Ein Sohn aus gutem Hause, den nur die furchtbare Not auf diese Bahn getrieben hat. Komm mir nicht zu nahe! Du riechst nach Blut. Nie wieder darfst du mich berühren.“ Ich drehte in meinem Zimmer das Licht an. Da tanzt vor mir auf einem Bein unser neuer Mieter. „Herr Professor!“ rufe ich ihn an. „Wo bin ich?“ fragt er. „In meiner Wohnung. Sie haben sich in der Etage geirrt.“ „O popoi, o popoi“, jammert das alte Männchen und zitiert in seiner Aufregung griechische Verse. „Also keine Einbrecher? Und ich von allen Göttern Verlassener, o popoi, o popoi, o popoi, habe mich selbst in den Fuß geschossen.“ Und er zeigt uns seinen blutüberströmten Schuh und den Revolver in seiner Hand.

So war es gewesen. Wir hatten beide gleichzeitig geschossen. Ich hatte meinen neuen Kronleuchter zertrümmert und er seinen rechten Fuß.

Nach dieser Tatsache bitte ich Sie, mir sagen zu wollen, auf welcher Eigenschaft es beruht, daß meine Frau von ihrem „stählernen Freund“ noch immer nicht kuriert war? Ich ließ ihr den Willen und verwahrte den Revolver weiter unter dem Kopfkissen. Aber heimlich zog ich die Patronen heraus, nahm überhaupt alles, was ich an Patronen im Hause hatte, und warf es in den Kanal. Im übrigen erkläre ich nochmals: das einzig Richtige gegen Einbrecher ist die Bettdecke.

Das Geheimnis der „Marie Celeste“.

Eine Schiffsgeschichte.

Am 7. November 1872 fuhr die „Marie Celeste“ von Neuyork ab, um eine Ladung Alkohol nach Genua zu bringen. Kapitän war ein Mann namens Briggs. Die Mannschaft bestand aus 70 Amerikanern, Dänen und Norwegern. Außerdem hatte Briggs Frau und Tochter an Bord. Einen Monat später sah man die „Marie Celeste“ in der Nähe des Hafens von Gibraltar mit vollen Segeln treiben. Sie wurde von dem englischen Kapitän Broyce gefunden, und zwar in vollkommen seetüchtigem Zustand, jedoch ohne eine einzige lebende Seele. Kein Boot fehlte. Alles war an seinem richtigen Platz, das Chronometer ausgenommen. Das Verdeck zeigte keine Spuren, die auf einen Kampf schließen ließen. Alles sauber und in Ordnung. In den Kabinen hingen die Kleider. Ein Fingerhut, der aufrecht auf der Nähmaschine in der Kabine der Kapitänsfrau stand, bewies, daß das Schiff in keinen Sturm geraten war. Auf dem Tisch stand ein halbverzehrtes Essen und auf dem Tisch des Steuermanns lagen zwei Taschenuhren.

Man stelle sich die Aufregung vor, als die „Marie Celeste“ in den Hafen von Gibraltar geschleppt wurde! Eine Unmenge Seeleute aus allen Teilen der Welt stand wartend da, um das Geheimnis zu untersuchen. Neuigkeiten flogen rasch über das Meer, noch ehe es die drahtlose Telegraphie gab. Monatelang wurden von Gibraltar aus Erkundigungen über das Schiff in Umlauf gesetzt — ohne Erfolg. Nicht die kleinste Spur wurde in irgendeinem Hafen von der Besatzung gefunden. 80 Seelen waren bei der Abfahrt von

Neuyork auf dem Schiff. Wo waren sie nun? Und warum waren sie verschwunden? Man suchte das Gewässer in der Fahrtrichtung, die das Schiff genommen hatte, ab, um die Körper der Vermißten zu finden. Man fand nichts.

Von Zeit zu Zeit behaupteten Betrüger in irgendeinem entfernten Winkel der Erde, Überlebende der Mannschaft zu sein. In gewissen Abständen tauchten mehr oder weniger gesuchte Erklärungen auf, die das Rätsel lösen sollten, doch nach näherer Prüfung gelang es nie, diejenigen zufrieden zu stellen, die etwas von der christlichen Seefahrt verstanden. Am meisten Anhänger fanden bisher folgende beiden Deutungsversuche:

Der eine: Der Kapitän der „Marie Celeste", durch eine Beschimpfung, die man seiner Tochter angetan hatte, aufgebracht, stürzte sich mit einem Messer auf seine Mannschaft, um sie über die Klinge springen zu lassen. In dem nun folgenden Gemetzel wurden Frau und Tochter und die ganze Mannschaft getötet, und er selbst brachte sich in einem Wahnsinnsanfall um.

Der andere: Der Kapitän der „Marie Celeste" hatte befohlen, ein leichtes Gerüst unter dem Bugspriet zu errichten. Anhaltendes schlechtes Wetter hatte Kraft und Nerven des Kapitäns zerstört. Besonders ärgerten ihn Zweifel, die ein Matrose äußerte, als man davon sprach, daß ein Mann leicht in seinen Kleidern im Meer schwimmen könne. Briggs bestand darauf, als Gegenbeweis seine eigene Geschicklichkeit im Schwimmen mit Kleidern zu zeigen. Während sich jedoch der Kapitän im Wasser befand, tauchte in seiner Nähe ein riesiger Haifisch auf. Um ihn zu retten, drängte sich mangels einheitlichen Kommandos die ganze Mannschaft auf der kleinen Plattform zusammen, die der Kapitän unter dem Bugspriet hatte anbringen lassen. Diese brach plötzlich zusammen, alle fielen ins Wasser und wurden ein Opfer der Haifische. Die erste Lösung ist amerikanischen, die zweite englischen Ursprungs; ihr Widerspruch hat zu vielen Wortwechseln und Feindschaften geführt.

Vor kurzem wurde nun durch die Zeugenaussage eines der berühmtesten Seefahrer die wirklich wahre Geschichte der „Marie Celeste" verraten. Der bekannte Kapitän Lucy behauptet, der einzig Lebende zu sein, der um das Geheimnis wisse. Er erfuhr die wahren Zusammenhänge, als er Matrose auf der „Island Prinzeß" war, die damals in der Südsee kreuzte, und zwar von einem Überlebenden aus der Mannschaft der „Marie Celeste". Der Erzähler hieß Triggs und sprach nur unter der Bedingung, daß man erst nach seinem Tode die Geschichte weiter erzählen dürfe. Vor kurzem starb Triggs und Kapitän Lucy hatte nun das Recht, das Geheimnis ein für allemal aufzuklären. Es lautet:

Die „Marie Celeste" hatte durch den Atlantik eine gute Fahrt und hoffte, während der kommenden 24 Stunden die Küste Spaniens und Portugals zu erreichen. Um Mittag herum sichteten sie einen Dampfer, der sich von Backbord nach Steuerbord legte und scheinbar ohne Mannschaft war. Das Meer war ruhig und Briggs, der Kapitän der „Marie Celeste", beschloß, an Bord zu gehen, um vielleicht irgend etwas zu entdecken. Sieben Leute der „Marie Celeste", unter ihnen Kapitän Lucys Berichterstatter, ruderten an das Schiff heran, gingen an Bord und fanden in der Kabine des Zahlmeisters einen großen eisernen Schrank. Triggs kehrte mit zwei anderen zur „Marie Celeste" zurück und holte dort einen Schlosser, um den Schrank zu öffnen. Er enthielt 3500 Pfund in Gold und Silber. Als man das Geld gerettet hatte, gab Kapitän Briggs Befehl, die Luken des verlassenen Schiffs zu öffnen, das nun sank.

Als die Mannschaft der „Marie Celeste" ihr Schiff wieder erreicht hatte, tauchte die Frage auf: Was mit dem Gelde machen? Der Kapitän nahm schließlich 1200 Pfund, der erste Steuermann bekam 600, der zweite 400 und Triggs, der Erzähler, 300. Der Rest wurde zu gleichen Teilen unter der Mannschaft verteilt. Nur Frau und Tochter des Kapitäns gingen leer aus. Nachdem man die Beute verteilt hatte, kamen ihnen plötzlich Bedenken. Niemand auf der „Marie Celeste" wußte über Gesetze bescheid. Sie befürchteten, ungesetzlich gehandelt zu haben, und beschlossen, um die Spur zu verwischen, die „Marie Celeste" zu versenken und nach Cadiz zu fahren. Bevor sie dies aber ausführen konnten, wurden sie von einem vorbeifahrenden Schiff bemerkt. Die „Marie Celeste" zu versenken, kam nun nicht mehr in Betracht, ohne Verdacht zu erwecken. Nach langem Hin und Her beschlossen sie, die Besatzung in die Boote des verlassenen Schiffs zu befördern und die „Marie Celeste" allein weiterfahren zu lassen. Man malte auf die Boote den Namen des versenkten Dampfers und belud sie mit Nahrung, Kleidern und Geld.

Sie erreichten Cadiz am folgenden Tag und berichteten sofort den Verlust des Schiffes, dessen Namen sie auf ihre Boote gemalt hatten. Als Grund des Schiffsbruchs gaben sie ein treibendes Wrack an. Die Geschichte endete mit dem Auseinandergehen der alten Schiffsbesatzung aus Angst vor Entdeckung. Ein Teil fuhr mit einem spanischen Obstschiff nach London, der Kapitän mit Frau und Tochter auf einem Küstenfahrzeug nach Marseille. Der Erzähler selbst fuhr nach Australien und sah seitdem nie wieder einen Mann der Besatzung der „Marie Celeste".

Bunte Chronik



*** Die Briefmarkenernte 1924 war nicht so reich,** wie in den vergangenen Inflationsjahren. Mit 1250 neuen Briefmarken steht sie um 500 hinter dem „Rekordjahr" 1923 zurück. Aber diese Abnahme der neuen Ausgaben von Postwertzeichen läßt auf eine Konsolidierung der politischen Verhältnisse schließen und ist daher ein günstiges Zeichen. Besonders reich war die jüngste Ernte an Erinnerungsmarken, zu welcher Klasse nicht weniger als 201 der neuen Marken gehören. Die berühmtesten dieser Gedächtnismarken sind wohl die auf den Tod Lenins. Das Jubiläum des Weltpostvereins gab zu verschiedenen Neuschöpfungen Anlaß. Die bekannten deutschen Stephan-Marken finden ihre Parallele in Schweden, wo auf den Erinnerungsmarken die Gegensätze zwischen alter und moderner Postbeförderung dargestellt wurden, und in der Schweiz, die eine Erinnerungsmarke mit dem alten Rathaus in Bern, der Begründungsstätte des Vereins, ausgab. Besonders zahlreich sind die neuen Luftpostmarken, von denen 56 von Deutschland, Österreich, Danzig, Estland, Litauen, Rußland, Ungarn, Syrien, der Schweiz und Uruguay ausgegeben wurden. 46 Wohltätigkeitsmarken dienten den verschiedensten gemeinnützigen Stiftungen, dem Kinderschutz, dem Roten Kreuz, der Sorge für Kriegswitwen und Kriegswaisen usw. Der künstlerische Wert dieser neuen Briefmarken ist im Durchschnitt höher als in früheren Jahren.

*

*** „Ultramikroben als Bakterientöter".** Eine Nachricht, die, wenn sie sich in ihren Einzelheiten bewahrheitet, nicht nur von den Ärzten, sondern von der ganzen Welt mit größtem Interesse aufgenommen werden dürfte, wird von der Neuyorker „World" verbreitet. Es handelt sich um eine Entdeckung des Professors für Bakteriologie an der Universität von Minnesota, Dr. R. S. Green. Der Professor behauptet, Ultramikroben gefunden zu haben, die als Parasiten auf Krankheitserregern leben und aus denen ein Serum hergestellt werden kann, von dem ein Tropfen genügt, um die reichsten Kulturen von Bakterien der Lungenentzündung, des Typhusfiebers, der Diphterie, der Hühnercholera und anderer Krankheiten zu vernichten. Die einzige Bakterienkultur, die durch das Serum nicht getötet wird, ist die der Tuberkeln. Diese Bakterientöter sind so winzige Organismen, daß sie selbst unter dem stärksten Mikroskop nicht sichtbar sind. „Die kleinen Bakterien," sagt er, „sind etwa ein Fünfundzwanzigtausendstel eines Zolls im Durchmesser, aber die Ultramikroben, die auf diesen winzigen Lebewesen als Parasiten leben, sind so klein, daß sie mit keinem Mikroskop gesehen werden können, sondern daß ihr Vorhandensein nur durch Versuche bewiesen wird. Wir stehen vorläufig im Anfang dieser Versuche, aber schon jetzt läßt sich sagen, daß die Vorstellung von Bakterien, die den Menschen angreifen, und von Ultramikroben, die wieder die Bakterien vernichten, nicht länger mehr eine bloße Theorie ist." — Es ist also noch nicht ganz so weit.

*

*** Seltsame Familiennamen.** Ursprünglich waren die Familiennamen sehr viel drastischer und „farbenfroher", als sie es heute sind, nachdem sie jahrhundertelang abgeschliffen worden sind. Ein Verzeichnis, das Familiennamen aus dem 13. bis 15. Jahrhundert enthält, hat folgende merkwürdige Namen aufzuweisen, die sich wohl heute niemand mehr gefallen lassen würde: Herpe Bösewicht, Conrad Kirschenfraß, Hans Judenfeind, Gerlach Gänsebein, Hans Buttersupp, Hans Saufaus, Henchen Eierzähler, Henne Brotindertasch, Kunz Putzmirslicht, Conrad Taugenicht, Heinz Glotzauge, Else Klapperzähne, Heinrich Mückenfänger, Heinrich Mausetot, Bertold Storchschnabel, Heinrich Saurüssel, Clas Waldaffe. Sämtliche dieser Namen sind in Frankfurt am Main bezeugt.

Verantwortlich für die Schriftleitung Karl Bendisch in Bromberg. Druck und Verlag von A. Dittmann G. m. b. H. in Bromberg.